Der Nagel

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 43

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646932

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

was die Proutsche Hypothese, wonach die Elemente aus Wasserstoffkernen aufgebaut seien, bestens stützt. So ist der Traum der Alchemie, ein Element in ein anderes verwandeln zu können, erfüllt und das „Goldmachen" theoretisch wenigstens keine Unmöglichkeit mehr.

* * *

Im Verlag von K. J. Wyß Erben, Bern, ist eben als Broschüre erschienen: Das Atom, Akademischer Vortrag von Dr. Paul Gruner, Professor der theoretischen Physik an der Universität Bern (Fr. 1.50). Der Vortrag beleuchtet das hier behandelte Problem noch eingehender als unser Aufsatz, ist aber auch für den Laien noch verständlich und sei darum unsern Lesern bestens empfohlen.

Der Nagel.

Von Fritz Müller.

Ich war bis dahin ganz normal. Aber eines Tages wurde ich durchleuchtet. Nicht etwa, weil ich krank gewesen wäre. Sondern ich ging bei der Klinik vorbei, wo ich's durchs offene Fenster sagen hörte: „Fall 35 ist erledigt, jetzt Fall 37, Herr Kollege."

„Fall 37 ist vor einer Stunde weggestorben, Herr Professor."

„Zu dumm — dann Fall 38 also."

„Ist erst auf morgen herbestellt."

„Zum Kuckuck — die Röntgenplatte ist schon eingelegt — dann also irgend einen andern Fall!"

„Entschuldigen, wir haben augenblicklich in der ganzen Klinik —"

Vernichtend traf ihn des Berühmten Blick: „Irgend einen, sag' ich!"

Der Assistenzarzt wußte, Widerspruch war ausgeschlossen. Einen Augenblick lang war er ratlos. Dann sah er mich durchs Fenster, rannte auf die Straße, schleifte mich herein —

Also, wie gesagt, bis dahin war ich ganz normal. Auch noch eine Weile während des Durchleuchtens.

„Rippen tadellos", murmelte der Berühmte enttäuscht ins grünliche Geheimlicht, „Lunge wie ein Pferd — Herz wie ein — ha, was ist denn da?"

Ich blickte über die Röntgentafel in mein eigenes Innere. Etwas Schwärzliches unterschied ich. „Mensch", schrie mich der Berühmte an, „wie kommen Sie zu diesem Nagel?"

„Ich — ich weiß von keinem — keinem Nagel", stotterte ich in die Dunkelheit, „ich bin auch nie vernagelt —"

„Natürlich sind Sie es — direkt überm Zwerchfell — wundervoller Nagel, Herr Kollege — schmiedeisen, scheint mir — sehen Sie den Kopf — sechsfach abgeplattet — wundervoll erhalten — famoser Fall, famoser Fall —." Der Berühmte tätschelte mir anerkennend meine Rippen.

Darauf machten sie vier Photographien, eine von vorn, eine von hinten, eine von links und eine von rechts. Fall 37 a, Fall 37 b, Fall 37 c, Fall 37 d, wurde mit weißer Farbe daran gemalt.

„Fall 37", brüllte mich der Berühmte an, „Sie kommen morgen wieder!"

Am nächsten Tage war der ganze Röntgensaal voll weißer Mäntel, goldener Brillen und dumpfem Gemurmel:

„Nagel, wirklicher Nagel — unglaublicher Nagelfall — großartiger Nagelfall —"

„Licht aus! Strahlen ein!"

In dicken Haufen standen sie um meinen Bauch. Ihre Glatzen glänzten magisch aus dem Dunkel. „Wundervoller Nagel — einzigartiger Nagelfall — nie solcher Fall — gar so ein Fall — nie — gar nie solcher Fall — gar so ein Fall — nie — gar — Fall — Niagarafall..."

„Strahlen aus! Licht ein!"

Man umringte mich. Man beglückwünschte mich.

„Hrrrm", holte der Berühmte aus, und alle wurden still.

„Meine Herren — hrrem — der Nagel ist in einer Silikatschicht eingebettet, die der Körper ausschwitzt, um sich selbst zu schützen — hrrem, der Nagel wandert — der Siliziumstreifen ist noch sichtbar — hrrm, alles klar soweit, bis auf das eine: Mensch, wie kommen Sie zum Nagel?!"

„Bitte sehr", sagte ich gehalten, „Sie meinen wohl, wie kommt der Nagel zu mir — ich muß bitten — ich bin ein Fall — ich bin ein seltener Fall — ich bin ein einzig dastehender Fall — ich bin, ich hab' es vorhin selbst gehört, ein Niagarafall — ich bitte dementsprechend eingeschätzt zu werden, meine Herren."

Man verbeugte sich. Man entschuldigte sich. Der Berühmte sagte: „Wir sind stolz auf Sie, mein Herr — Ihr Nagel wird die Runde machen — er wird durch die Röntgeninstitute aller Städte der Welt —"

Ich muß wieder bitten: „Ich werde die Runde machen unter Begleitung meines Nagels — das heißt, wenn es bezahlt wird!"

Sie sahen sich verlegen an: „Man könnte bei Besichtigung ein Nagelgeld erheben..."

Ich machte eine Reise um die Welt. Ich hatte glänzende Einnahmen. Mit einem Wort, mein Lebenstraum erfüllte sich: ich war wer.

Vorträge wurden um meinen Nagel herum gehalten. Broschüren wurden drumherum geschrieben, und im Mittelpunkte alles dessen stand die ungelöste Frage: Wie kam der Nagel dahinein?

Indessen wanderte der Nagel weiter, immer von der Schutzschicht treu begleitet. Man konnte seinen Zickzackweg verfolgen. Durch die Lunge ging er, wiederholt durchbohrte er das Zwergfell, endlich nahm er seinen Weg zum Herzen — die Röntgenwelt hielt den Atem an — der Mann mit dem vernagelten Herzen — diesmal wird es ihm das Leben kosten....

Es kostete mir nicht das Leben. Langsam, ungefährlich wuchs der Nagel Zoll um Zoll durchs Herz, machte einen Besuch bei der Leber, schnitt die Milz und klopfte bei der Niere... man gab Bulletins aus über mich und meinen Nagel. Es wurden Nageldoktordissertationen verfaßt: Wie kam der Nagel dahinein?

Ein Professor bewies, der Nagel müßte mir im Krieg hineingeschossen sein. Er blamierte sich. Ein anderer bewies, der Nagel habe sich aus dem im Blut enthaltenen Eisen erst gebildet. Er blamierte sich.

Ein dritter Gelehrter bewies, der Nagel wäre auf dem Weg der vierten Dimension in mich hineingelangt. Er blamierte sich.

Ein Detektiv untersuchte die Nagelmuster sämtlicher Fabriken und schwor, mein Nagel stamme von Gebrüder Funk und Sohn in Hagen in Westfalen.

Ein Schaukelfabrikant erbot sich, mir den Nagel binnen einem Jahre durch täglich sieben Stunden bestimmten Schwingens in einer bestimmten Schaukel an der großen Zehe herauszulocken. Ich lehnte ab. Denn was dann? Jetzt war ich wer. Jetzt riß man sich um mich.

„Ja, Servus, lebst du auch noch?" schlug mir jemand von hinten — es war im Deutschen Museum — auf die Schulter.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen", sagte ich mit Nagelwürde.

„Jetzt kennt er net einmal mehr seinen Schulkameraden, Himmelstößler!"

„Ach so — na ja — freut mich — freut mich — indes —"

„Auf die Seite gehen", sagte der Museumsdiener", ich werde jetzt den größten Magneten einschalten..."

„Geh, tu net gar so g'schwoll'n", sagte der Himmelstößler, „in der Schule warst immer ganz gemütlich!"

„In der Schule war ich noch kein Fall — hast du nie gelesen von dem Manne mit Nagel, der —?"

„Uhren, Hausschlüssel und ähnliches bitte ich die Herrschaften in den Nebensaal zu legen", verkündete der Museumsdiener.

„Soso, du bist also der Mann mit dem Nagel", lachte Himmelstößler ohne Ehrfurcht.

„Allerdings", warf ich mich in die Brust, „und sämtliche Professoren der Welt haben sich bis heute vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wie der Nagel in mich hinein —"

„Ja, weißt denn nicht mehr, wie wir auf dem Oberanger g'spielt hab'n — du und ich und der Eibenmaier und der Nettelbixler —"

„Erlaube mal, in meiner heutigen Stellung habe ich für Kindereien —"

„Ja, Kindereien — weißt es noch, wie wir g'spielt hab'n: Was gibst mir?"

„Was soll ich dir geben", sagte ich kühl.

„— und weißt noch, wie der Eibenmaier g'sagt hat: „Was gibst mir, wenn ich die Kieselstein' ganz weit hinein ins Ohr steck?" — „Meinst", hat der Nettelbixler g'sagt, „des soll auch was sein — was gibst mir, wenn ich den grünen Glasschusser ganz hinauf in d' Nasen schnupf?" — „Schneider übereinander alle miteinander", hast du g'sagt."

„Ich?"

„Windige Schneider übereinander", hast g'sagt, „des is ja gar nix", hast g'sagt, „was gibst mir, wenn ich den Nagel da verschluck?"

Ich wurde bleich. „Und habe ich dann wirklich —?"

„Natürlich hast'n verschluckt, ich weiß ja noch wie heut' —"

Ich atmete tief auf. „Hör mal, lieber Freund, das darf nicht bekannt —"

„Was gibst mir?"

„Nanu, warum kitzelst du mich in die Seite?"

„Einer der Herren hat doch nicht draußen alles abgelegt", sagte der Museumsdiener, „sonst könnte nicht plötzlich dieser Nagel an dem großen Magneten — —"

Wir sahen hin. Ein schmiedeeiserner Nagel mit sechsfach abgeplattetem Kopf hing daran, mit der Spitze auf uns hinstarrend.

„Jaja", schrie Himmelstößler, „genau so hat er ausg'schaut, der Nagel, den du damals g'schluckt hast!"

Ich faßte an meine Lende. Sie kitzelte mich. Ein kleines Loch war da in meinem Rock.

„Also was gibst mir, he?"

„Jetzt nichts mehr", sagte ich und klappte zusammen. Ich war kein Fall mehr.

Aus der politischen Woche.

Die Hohenzollernfrage

ist in Preußen durch die Annahme des von der Regierung vorgeschlagenen Vergleichs vor dem Landtage vorläufig erledigt. Exkaiser Wilhelm II. ließ durch Prinzessin Hermine, seine zweite Frau, einem Interviewer erklären, daß er nicht gedenke, seinen Wohnsitz nach Deutschland zu verlegen, wie ihm der Vertrag in sehr zuvorkommender Weise zugesteht. Dieser Entschluß ist löblich; aber sicher durch die Umstände bedingt. (Eine amerikanische Zeitung erhielt später die vielsagende Auskunft von Doorn, seine Majestät der Kaiser habe die Frage der Rückkehr nach Deutschland in die Hände der Vorsehung gelegt und könne darum keine weiteren Informationen geben.) Das Schloß Homburg v. d. H., das als künftiger Wohnsitz des Exkaisers gedacht ist, liegt in der Nähe von Frankfurt a. M., einer Stadt, die Wilhelm II. nicht besonders grün ist und die den Flüchtling von Ameronge kaum mit dem gewünschten Enthousiasmus begrüßen würde. Die 14 Millionen, die die Hohenzollern entschädigungslos enteignen wollten, mögen dem Exkaiser auch zu denken gegeben haben, und noch hat der Sturm der Entrüstung gegen das generöse Abkommen, von den Kommunisten in Berlin zu leidenschaftlichen Demonstrationen benützt, nicht völlig verebbt. Nein, die Zeit der Rückkehr des verbannten Kaisers ist noch nicht gekommen. Im Interesse der Ruhe Europas ist zu wünschen, daß sie überhaupt nie mehr kommen möge.

Die Republik erstarkt. Männer aller Parteien — von den Extremisten abgesehen — setzen sich für sie ein. So hat eben der ehemalige Reichskanzler und Zentrumsführer Dr. Wirth in Verbindung mit Reichstagspräsident Loebe eine großgeplante Zusammenfassung aller republikanischen Kräfte in die Wege geleitet. Diese Konzentrationsbestrebungen der deutschen Republikaner sind zu begrüßen im Hinblick auf die französisch-deutsche Annäherung, die eine starke deutsche Republik zur Voraussetzung hat.

Die Demission des preußischen Innenministers Severing

ist nicht als Sieg der Deutschnationalen zu bewerten, weil der Nachfolger im Amte, der Berliner Polizeipräsident Grzesinski, als Parteigenosse Severings die entschieden linksgerichtete Politik des preußischen Innenministeriums verbürgt. Severing, der sich aus Gesundheitsrücksichten zurückgezogen hat, bleibt eine wertvolle Reserve der republikanischen Parteien.

Mit gespanntem Interesse verfolgt die deutsche Oeffentlichkeit den Verlauf der

Münchener Fehmenmordverhandlungen,

die gegenwärtig von der Untersuchungskommission des Reichstages geführt werden. Es gilt, die ungesühnten Mordtaten an einer ganzen Anzahl von linkspolitischen Persönlichkeiten aufzuhellen und dem gerechten Richter zu überweisen. Von der Münchener Rechtspresse wurde die Sabotage-Parole ausgegeben; gegen den Leiter des Ausschusses, Dr. Levi, wurden sogar offene Drohungen ausgestoßen. So gestalteten sich die Untersuchungsverhandlungen anfänglich sehr schwierig. Die vorgeladenen Zeugen obstruierten nach Kräften. So erschien z. B. der nationalistische General Epp vor dem Ausschuß mit den Händen in den Hosentaschen, und Hauptmann Röhm erklärte gleich zu Anfang seines Verhörs, mit dem Levi (Dr. Levi) wolle er nichts zu tun haben. Für diese Unverschämtheit wurde er mit einer Ordnungsbuße von 300 Mark bedacht. In diesem Stile gingen die Verhandlungen weiter. Das Ergebnis steht noch aus.

Französische Innenpolitik.

Poincaré benutzte die gegenwärtige Gefechtspause im Stabilisationskriege zu einem dreitätigen Besuche im Elsaß. Er besuchte eine Reihe von Städten und inspizierte die Schulen, wo er mit Genugtuung die Fortschritte im Unterricht der französischen Sprache konstatierte. Dann hielt er Besprechungen mit Politikern und Verwaltungsmännern ab. Das Elsaß ist das Sorgenkind der französischen Innenpolitik. Die Elsässer haben eben noch andere Wünsche als die, recht bald französisiert zu werden. Sie möchten möglichst ungehemmt durch bureaukratische Schikanen und wirtschaftliche Schranken sich entwickeln können und vor allem ihre Geschäftsbeziehungen über den Rhein hinüber wieder nach Bedarf pflegen können. Diese wichtigste Seite der Elsässerfrage hat sich Poincaré leider nicht angesehen; ja, er hat sie sich gar nicht zeigen lassen. Die Presse der Opposition beklagt sich darüber, daß der Ministerpräsident nur die nationalistisch gesinnten Standespersonen angehört und die linksgerichteten Parteien einfach ignoriert habe. Im Elsaß besteht bekanntlich eine stark wachsende autonomistische Partei, die für ihr Ländchen die Selbstverwaltung anstrebt. Das Grenzland Elsaß, so sagen sie, leidet als Tummelplatz der Nationalisten beider Länder; es wird hin und her gezogen und kommt nie zu einer wirtschaftlichen Ruhe. Diese kann ihm nur werden als neutralisiertes Gebiet, das von keiner Partei, weder von den Franzosen, noch von den Deutschen abhängig ist. Die Elsässer fühlen sich mit dieser durchaus begründeten Gesinnung im französischen Vaterland als verdächtig und als Bürger zweiter Ordnung angesehen, und nur ein kleiner Teil machte die Begeisterung mit, die Poincarés Reise auslöste.